Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 35 (1955-1956)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER-RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Neue Goethe-Literatur

André François-Poncet, in den dunklen Jahren vor dem zweiten Weltkrieg französischer Botschafter in Berlin, nach 1945 Hochkommissar bei der westdeutschen Bundesrepublik, hat 1909, als sehr junger Mensch, mit einer Dissertation über *Goethes Wahlverwandtschaften* seine Studien an der Sorbonne abgeschlossen. «Eine glänzende Verheißung für die Zukunft» nannte Henri Lichtenberger in seinem Geleitwort die Arbeit seines Schülers. Die Voraussage hat sich erfüllt, wenn auch anders, als sie wohl gemeint war, indem der Verfasser dieser erstaunlichen Erstlingsschrift nicht auf einem akademischen Lehrstuhl, sondern als verantwortlicher Diplomat an der europäischen Schicksalsfrage des französisch-deutschen Verständnisses mitwirken sollte. Er hat sein Jugendwerk vor kurzem in deutscher Übersetzung wieder zugänglich gemacht, eine Veröffentlichung, die über ihre symbolische Bedeutsamkeit hinaus stärkste Beachtung verdient [1]). Denn diese Studie gehört nicht nur zum besten, was es über die Wahlverwandtschaften gibt, sondern zu den vortrefflichsten Goethemonographien überhaupt. Nach einer umsichtigen Darstellung der äußern und innern Entstehungsgeschichte des Romans bietet sie eine subtile, der Erzählung Schritt für Schritt folgende Analyse, durch welche die behutsam abwägende Gesamtdeutung begründet wird. Der deutschen Ausgabe ist ein Nachwort beigegeben, das auf die spätere Literatur eingeht und europäische Ausblicke öffnet. Gründlichkeit, saubere Methode, Takt und Besonnenheit im Urteil sind die Vorzüge, die diesen «Versuch eines kritischen Kommentars» so unverwelkt erhalten haben, daß er sich heute noch, mehr als vierzig Jahre nach seinem Erscheinen, ohne weiteres neben besten neuen Interpretationen Goethescher Werke behauptet. So ist er nicht nur wegen der Person seines Verfassers wichtig, er ist es um seiner selbst willen und zählt zu den gültigsten Zeugnissen französischer Goetheverehrung.

Daß die Bemühung um Goethe in Frankreich trotz Hitlerzeit, Krieg und Besetzung weiterging, zeigen namentlich die zahlreichen und zum Teil sehr wesentlichen Beiträge zum Gedenkjahr 1949 [2]). Da ist in erster Linie der hervorragende *Goethe* des Saarbrückener Rektors *J.-F. Angelloz* zu nennen, der mit überlegener Klarheit, bis ins einzelne zuverlässig und durchaus selbständig die Summa einer umfassenden Beschäftigung mit Goethe und der Goetheforschung darbietet [3]). Angelloz vermittelt die äußern Tatsachen in klassischer Kürze nach dem heutigen Stand des Wissens, zeichnet besonders eindrücklich die innere Entwicklung Goethes nach, den er als den «homme des métamorphoses» begreift, und gibt ausgezeichnete Werkbetrachtungen. Sein Goethebild stellt sich, mit mancher bezeichnenden Abweichung in Gliederung und Akzentuierung, neben die besten modernen Gesamtdarstellungen, jene von Fairley und Günther Müller, denen es auch im Umfang etwa gleichkommt. Es wären ihm auch deutschsprachige Leser zu wünschen, und zwar goetheferne so gut wie mit Goethe vertraute.

Andere Ziele verfolgt *Marcel Brion* mit seinem brillanten Buch *Génie et destinée, Goethe* [4]). Es nähert sich, oft nur allzu phantasievoll, stark der biographie romancée. Trotz den zahlreichen Irrtümern im einzelnen vermag es ein doch im ganzen nicht unzutreffendes, freilich sehr in Richtung auf das «Interessante» und «Dämonische» hin gesteigertes Bild des Menschen Goethe zu entwerfen, da es aus einer echten Berührung stammt.

Es ist dem Andenken an *Charles du Bos* gewidmet, dessen zum Teil unveröffentlichte Goethestudien, zehn Jahre nach dem Tod ihres Verfassers,

zum Jubiläumsjahr gesammelt erschienen sind [5]). Diese «Approximations» (sie sind es in einem doppelten Sinn) gehören zum Ergreifendsten, was mir über Goethe bekannt ist. Du Bos ist erst 1931, als nahezu Fünfzigjähriger, Goethe wirklich begegnet. Die Begegnung, bekennt er, wurde «une des aventures psychologiques les plus fertiles en péripéties, les plus mouvementées de ma vie». Gleichzeitig bewegen ihn «une admiration allant jusqu'à l'amour» und «un refus qui, lui, n'est contrepesé que par mon toujours croissant souci de comprendre». Mit empfindlichem Spürsinn gewahrt er etwa in dem «Goethe d'avant Goethe» Züge einer «vulgarité bourgeoise». Was er als gläubiger katholischer Christ über Goethes Verhältnis zum Christentum, die religiöse Krise von 1768, sagt, ist vielleicht nicht neu, aber es hat besondere Überzeugungskraft. So ist Goethe für den universal gebildeten Katholiken zunächst «le plus beau de mes étrangers». Das Ergreifende ist nun, wie, trotz allem, die Größe Goethes diesen strengen, reinen, kritischen und unbedingt der Wahrheit verpflichteten Geist gewinnt und wie er von diesem Erlebnis der Aneignung des reifen und weisen Goethe Zeugnis ablegt.

Der Leser darf hier an einem Vorgang teilhaben, hinter den Zeilen des Buches sozusagen, wie ihn ganz ähnlich vor kurzem *T. S. Eliot* in seiner Rede bei Entgegennahme des Hansischen Goethepreises 1954 von sich bekannte [6]). Auch für ihn, der «katholische Geistesart mit kalvinistischem Erbe und puritanischem Temperament verbindet», bot Goethe «einige nicht leicht zu überwindende Hindernisse», und auch er hat seinen «Frieden mit Goethe gemacht» und zählt ihn jetzt, neben Dante und Shakespeare, zu den großen Dichtern, die zugleich große Europäer sind.

Wenn wir schließlich noch auf die tüchtigen und wohlfundierten *Etudes sur Goethe* von *Geneviève Bianquis* hinweisen, so wenden wir uns damit einer zweiten Gruppe von Veröffentlichungen zu, den Essaybänden [7]). Die liebenswürdigste dieser Sammlungen schenkt uns *Fritz Ernst: Aus Goethes Freundeskreis* [8]). So benannt nach dem Hauptstück, den Studien um Peter im Baumgarten, die eine Episode aus Goethes Lebensgeschichte abschließend klären. Die andern Versuche können hier leider nicht einmal im einzelnen aufgezählt werden. Aus einer fast unbegreiflichen, allseitigen Belesenheit schöpfend, sind sie, vom Nahen ins Ferne, vom Besondern ins Allgemeinere führend, Beispiele einer im Goetheschen Sinn geübten weltliterarischen Betrachtung.

Im weitern ist hier vor allem das Buch von *Georg Lukács: Goethe und seine Zeit* hervorzuheben [9]). Es vereinigt zur Hauptsache Arbeiten aus den dreißiger Jahren, welche die Fruchtbarkeit einer soziologischen Literaturauffassung erweisen. Lukács, der als Kronzeugen besonders oft Karl Marx beruft, will die Besonderheit literarischer Erscheinungen, etwa des Werther, der Lehrjahre oder von Hölderlins Hyperion, von ihrer gesellschaftlichen Grundlage her begreifen. Auch wer durchaus nicht auf dem gleichen Boden mit ihm steht, wird doch den hohen Rang, den Ernst und die intellektuelle Redlichkeit dieser Versuche nicht verkennen. Aus den eindringenden Analysen der ästhetischen Bemühungen von Goethe und Schiller zum Beispiel, vor allem auch aus den bedeutenden Fauststudien kann jeder Unbefangene lernen.

In seinem Aufsatzband *Goethe und die deutsche Gegenwart* setzt sich *Georg Müller* vom evangelischen Bekenntnis aus mit Goethe und dem deutschen Humanismus auseinander [10]). Der Titel der ersten Abhandlung ist programmatisch: Über den Beitrag der literarischen Klassiker zur Entchristlichung unseres Volkes. Den Verfasser leitet die Überzeugung, daß es «auf klare Herausstellung der Gegensätze und nicht auf Verschleierung ankommt». Da er mit gründlicher Sachkenntnis den Sinn für Größenordnungen verbindet, liest man diese Untersuchungen zur Geistesgeschichte des deutschen Idealismus mit Gewinn.

Weniger von kritischen Vorbehalten, als vielmehr von einem Leben mit und in Goethe zeugt die gewichtige Gabe des Altmeisters der amerikanischen Germanisten, *A. R. Hohlfeld, Fifty years with Goethe, 1901—1951* [11]). Hohlfeld hat, seiner Generation entsprechend, vom Goetheschen Humanismus seine Bildung empfangen und bekennt sich eindrucksvoll, in englischen und deutschen Ansprachen, zu dessen lebenformender Macht. Den bleibenden Wert bekommen seine Goethestudien namentlich durch die vorzüglichen Beiträge zur Fauststauslegung.

Um die Faustdeutung sind weiter eine Reihe selbständiger Publikationen bemüht. So ist in vierter, neubearbeiteter Auflage der *Führer durch Goethes Faustdichtung* von *Reinhard Buchwald* wieder erschienen [12]). Mit seinem glücklichen Aufbau bleibt das Buch im ganzen eine brauchbare Hilfe, trotz mancher Fehldeutung und obwohl es der Gefahr weitschweifiger Paraphrase und der vom Text hinwegführenden Zutat nicht immer entgeht.

«Eine Darstellung nach Goethes dichterischem Wort» bietet *Albert Daur* in seinem eigenwilligen, aus jahrzehntelangem Umgang erwachsenen Werk *Faust und der Teufel* [13]). «Die Dichtung wird aus ihrem Wort gedeutet», so umschreibt er seinen methodischen Grundsatz, «nicht aus Goethes andern Werken, nicht aus Büchern, die er las, nicht aus den Bildern, die er sah, und nicht aus den Gedanken, die er über sie in Briefen oder im Gespräch gelegentlich geäußert hat; auch nicht aus dem, was er als Forscher fand». Das Wort wird dabei nicht nur als Sinnträger begriffen, sondern auch als Klanggebilde: «Denn die Dichtung lebt nicht nur vom Sinn, sie tönt, vor allem, wenn sie sich aus Versen baut, und regt sich im Bewegungsfluß.» So belauscht Daur in ehrfürchtiger Bemühung das dichterische Werk, um es «als ein riesig ausgefächertes Gesamtgebild an seinem unsichtbaren Griff zu fassen und es Blatt um Blatt, wie deren jedes eingefaltet und betrachtbar ist, zu schildern». Seine Darstellung ist nicht leicht zu lesen, schon der eigentümlich gehobenen Sprache wegen, aber die Mühe lohnt sich. Aufschlußreich sind vor allem jene Abschnitte, wo eine sensibelste Hellhörigkeit sich von Klang und Rhythmus her dem Sinngehalt Goethescher Verse nähert. In einem Anmerkungsapparat von weit über hundert Seiten Kleindruck begründet der Verfasser, in Auseinandersetzung mit der Literatur, überaus lesenswert seine Stellungnahme zu den unzähligen Einzelproblemen.

Wenn in diesem Buch die Fülle des einzelnen mitunter die großen Linien zu überdecken droht, so versteht *Erich Franz* in seiner fesselnden Deutung *Mensch und Dämon, Goethes Faust als menschliche Tragödie, ironische Weltschau und religiöses Mysterienspiel* gerade diese Linien herauszuarbeiten [14]). Fruchtbar klärende Unterscheidung ist seine Stärke. So etwa, wenn er dem bloß berichteten den lebendigen und lebenspendenden, weil wirklich geglaubten Mythus gegenüberstellt und von da aus den Ernst im Spiel des zweiten Faust aufspürt, das, was echtes Glaubensbekenntnis Goethes in «diesen sehr ernsten Scherzen» ist. Besonders wichtig ist die im Untertitel angedeutete, die ganze Untersuchung tragende Hauptthese, daß im Faust, den Schichten seiner Entstehung gemäß, drei aus verschiedenen Mythenkreisen erwachsene Grundkonzeptionen miteinander verbunden seien. Während man bisher verabsolutierend nur von der einen oder andern dieser Konzeptionen ausging, setzt Franz gleichmäßig alle drei ins Spiel und gewinnt damit eine neue Sicht der Faustgestalt und der ganzen Dichtung. Durch klares Auseinanderhalten namentlich von Fausts irdischer Tragödie und des sie überwölbenden naturmythischen Erlösungsspiels sucht er den fundamentalen Gegensatz der heutigen Auslegungen in einer beide Einseitigkeiten umfassenden Synthese, einer Deutung des Sowohl-als-auch, aufzuheben.

Dieser wahrscheinlich wegweisende Gedanke findet sich übrigens, unabhängig von Franz, bereits angedeutet in dem auch sonst auf knappstem Raum wesentliche Einsichten öffnenden Büchlein von *Paul Friedländer: Rhythmen und Landschaften im zweiten Teil des Faust* [15]). Philologische Genauigkeit mit dem Blick für weite Zusammenhänge verbindend, führt der von der Altertumswissenschaft herkommende Gelehrte vom scheinbar Geringen bis in die Höhen und Hintergründe. Seit Jahren habe ich von keiner Schrift zum zweiten Faust soviel Förderung erfahren.

Dem andern «Hauptgeschäft» von Goethes hohem Alter, den Wanderjahren, gilt die Habilitationsschrift von *Arthur Henkel* [16]). Am Leitfaden der *Entsagung* bietet die gediegene Studie einen Beitrag zum Verständnis des schwierigen Altersromans, «eines der hintergründigsten und verschlüsseltsten Werke unserer Literatur überhaupt».

Als letzte, aber wahrlich nicht geringste dieser Interpretationen ist das wundervoll ausgereifte Buch von *Wolfdietrich Rasch* über *Goethes Torquato Tasso* anzuführen [17]). Man meinte den Tasso zu kennen; nun erschließt diese neue Auslegung, die von den bisherigen entscheidend abweicht, vielleicht erst seine wirkliche Größe. Ihr Autor versteht das Werk als «die Tragödie des

Dichters»: am Konflikt seines Dichtertums mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit, an der «Disproportion des Talents mit dem Leben» scheitert Tasso, nicht an seiner besonderen Zügellosigkeit. Sein Schicksal, gewiß ein extremer Fall, «bezeichnet das Dichterschicksal schlechthin». Die bis ins einzelne überzeugenden Darlegungen erhellen nicht nur das dramatische Gefüge und die innere Motivation mit oft neuen Ergebnissen; vor allem weiß der Verfasser auch die geheimen Bezüge im dichten Geflecht der innern Struktur dieser von Goethe mit «unerlaubter Sorgfalt» gearbeiteten Dichtung aufzudecken, besonders fein die tiefste Schicht ihrer Symbolsprache. Die Deutung des Lorbeersymbols, an dem sich Welt und Gegenwelt des Dramas klar abzeichnen, und namentlich die in dem Werk entfaltete Auffassung des Dichters, ist auch der Kern dieser Gesamtdeutung, der man für ungewöhnlich reiche Belehrung dankbar bleibt.

In diesem Zusammenhang sei noch der weitausgreifende Versuch von *Georg Gerster: Die leidigen Dichter, Goethes Auseinandersetzung mit dem Künstler* erwähnt, der sich auf andere Weise ebenfalls mit der Problematik der dichterischen Existenz befaßt [18]). Eine tragische Grenze von Goethes Musikverständnis zeigt die Rektoratsrede von *Friedrich Smend* über *Goethes Verhältnis zu Bach* auf [19]). Man findet die häufig zitierte Äußerung des Dichters über J. S. Bach, die Smend mit überraschendem Ergebnis richtig verstehen lehrt, auch in dem *Goethe-Taschenlexikon,* dessen Name übrigens irreführen kann [20]). Es bringt keine Angaben über Leben, Werke, Umwelt usw., sondern in alphabetischer Ordnung eine gute Auswahl von Stellen aus Goethes Werk. Bemerkenswert ist ferner die Meditation des Münsterer Philosophen *Josef Pieper: Über das Schweigen Goethes,* die mit einer Folge schönster Briefstellen als Geschenkbändchen erschien [21]). *Friedrich List: Friederike Brion* und *Edwin Redslob: Goethes Begegnung mit Napoleon* seien lediglich vermerkt [22]).

Wertvollste Forschungsbeiträge wie auch Abhandlungen von allgemeinem Interesse enthält sodann wieder das *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* [23]). In Bd. 14/15 etwa veröffentlicht und kommentiert Günther Schulz einen bisher verschollenen Aufsatz von Goethe; daneben finden sich Arbeiten von Spranger, A. B. Wachsmuth, E. Grumach und andern. Bd. 16 bietet neben einer Studie von E. Trunz u. a. auch die Vorträge von Eberhard Buchwald und Wolfg. Kayser vor der im Juni 1954 zum erstenmal seit fünfzehn Jahren wieder in Weimar durchgeführten Hauptversammlung der Gesellschaft. Eine sehr zu begrüßende Neuerung ist die jährliche Goethe-Bibliographie, die fortan den Bänden beigegeben sein wird.

Eine Lücke im wissenschaftlichen Goethe-Schrifttum schließt *Oscar Fambach,* dessen Quellenwerk *Goethe und seine Kritiker* zeitgenössische Rezensionen zugänglich macht [24]). Das kritische Wesen und Unwesen um Goethe nahm freilich schon zu dessen Lebzeiten derartige Ausmaße an, daß eine eng

---

[1]) Kupferberg, Mainz 1951. [2]) Vgl. Bibliographie in Deutschland-Frankreich, Ludwigsburger Beitr. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1954. [3]) Mercure de France, Paris 1949. [4]) Albin Michel, Paris 1949. [5]) Goethe. Corrêa, Paris 1949. [6]) Goethe der Weise. Merkur, Augustheft 1955. [7]) Belles Lettres, Paris 1951. [8]) Suhrkamp, Berlin-Frankfurt a. M. 1955. [9]) Francke, Bern 1947. [10]) Luther-Verlag, Witten-Ruhr 1955. [11]) Wisconsin Press, Madison 1953. — Anregende Betrachtungen über Goethe auch in: Wilh. Waldstein: Kunst und Ethos. Müller, Salzburg 1954. Vgl. ferner: W. Kraft: Über Prosasätze von Goethe in Neue Rundschau, 2. Heft 1955; C. Kahn-Wallerstein über Eckermann in Neue Schw. Rundschau, Febr. 1954; G. Steinmarder über Goethe als Advokat, in Schw. Rundschau, Okt. 1954. Als Kuriosum: Corriere della Sera, Mailand, 8. 12. 1954, Nr. 292, wo der Botschafter Quaroni erzählt, wie er die berühmte Goetherede Mussolinis 1932 für diesen angefertigt hat. [12]) Kröner, Stuttgart 1955. [13]) Winter, Heidelberg 1950. [14]) Niemeyer, Tübingen 1953. [15]) Böhlau, Weimar 1953. [16]) Niemeyer, Tübingen 1954. [17]) Metzlersche Verlagsbuchh., Stuttgart 1954. [18]) Artemis, Zürich 1954. [19]) Merseburger, Berlin-Darmstadt 1955. [20]) Bearbeitet von K. J. Obenauer. Kröner, Stuttgart 1955. [21]) Kösel, München 1951. [22]) Verl. f. angew. Wissensch., Baden-Baden 1954. [23]) Böhlau, Weimar, Bd. 14/15, 1953, Bd. 16, 1954. [24]) Ehlermann, Düsseldorf 1953. [25]) Rainer Wunderlich, Tübingen-Stuttgart 1948.

begrenzte Auswahl nötig wird. Fambach beschränkt sich auf Zeitschriften, und hier wieder auf Stücke, die so oder so bei Goethe einen Widerhall weckten. Die zugehörige Korrespondenz von hüben und drüben ist der Besprechung jeweils beigegeben. Eine fast vierzig Seiten starke Bibliographie läßt die Sammelarbeit ahnen, die hinter diesem verdienten Beitrag zur Erkundung von Goethes Wirkungsgeschichte steht.

Nach der ungewöhnlich reichen und substantiellen Ernte, von der in der vorstehenden Überschau berichtet werden durfte, bleibt zuletzt noch ein Werk zu nennen, das besonders eindringlich und ergriffen vom Zauber Goetheschen Wesens zeugt. Es ist das 1948 in 3. Auflage erschienene *Spiel der Mächte* des 1945 verstorbenen *Paul Hankamer,* das jetzt in verbilligter Ausgabe herausgekommen ist [25]). Es führt tief in jene Jahre der Lebenswende hinein, in deren Erschütterungen aus dem klassischen Goethe der alte Goethe wird. Der Mensch im Spiel der Mächte: das besagt das gleiche, was Goethe selber nun mit dem Ausdruck des Dämonischen zu bezeichnen beginnt und was in der Pandora, den Sonetten und namentlich den Wahlverwandtschaften Gestalt finden soll. Hankamers Deutung dieser entscheidungsvollen Krise und ihrer «Resultate» ergänzt in glücklicher Weise, weite Hintergründe öffnend, die Studie von François-Poncet, mit der sie sich an vielen Punkten trifft. So lenkt sie denn diese Betrachtung abschließend wieder an ihren Ausgangspunkt zurück.

Fritz Rittmeyer

Bismarcks Politik der Mitte

Bismarcks Verantwortlichkeit nennt *Leonhard von Muralt,* der Zürcher Historiker, das Buch, das nach gründlicher Überarbeitung die Vorträge und Aufsätze zusammenfaßt, die er seit Kriegsende der umstrittenen Gestalt des deutschen Reichsgründers gewidmet hat [1]). Verantwortlichkeit heißt hier nicht Schuld, sondern das Gegenteil von Unverantwortlichkeit. «Als Christ handelt der Staatsmann in der Politik zwar nicht christlich nach der Ethik der Bergpredigt, aber als Christ handelt er auch nicht unverantwortlich.» (S. 112.) Im Sinne dieser Unterscheidung, die für Theologen vielleicht nicht ganz annehmbar ist, gilt Bismarck dem Verfasser als ein christlicher Staatsmann. Es ist ihm ein Bedürfnis, das nicht nur an Bismarcks Handlungen, sondern auch an seinen Bekenntnissen nachzuweisen.

Da Bismarck Zeit seines Lebens mit Heine hätte sagen können: «Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen», kann es wirklich nur den posthumen Rächern des 48er Liberalismus einfallen, seine christlichen Bekenntnisse daraufhin zu prüfen, ob sie heuchlerisch gewesen seien. Es fehlt ihnen das Gefühl dafür, daß ein Mann solchen Schlages überall eher zur Hypokrisie Zuflucht genommen hätte als in diesem höchst persönlichen Bereich. Müßig wäre es auch, dem Verfasser einzuwenden, daß die großen staatsmännischen Eigenschaften, die er dem ersten Reichskanzler nachrühmt, einfach mit dessen Weisheit erklärt werden können, ohne daß man seine Gläubigkeit zu bemühen braucht. Eine solche Unterscheidung wäre sinnlos, weil man aus dem Erdreich, in welchem Bismarcks Kunst wurzelt, die Tradition der christlichen Lehre gar nicht wegdenken kann.

Die Qualität politischer Handlungen nach deren Ergebnis zu beurteilen, ist eine Verlockung, der man schwer widersteht. Dem Verfasser ist es beinahe gelungen. Zwar gibt er sich große Mühe, Bismarcks Zielsetzungen zu rechtfertigen, aber den vollgültigen Beweis seiner Größe sieht er in seiner Mäßigung, aus der sich die Eigenschaften ergaben, die das Wesen des Staatsmannes ausmachten: die Fähigkeit, sich in die Lage des Gegners hineinzudenken, ihm gerecht zu werden, im Sieg nüchtern zu bleiben, das Kriegsziel zu begrenzen, staatspolitisch, statt volkspolitisch zu handeln, die Dinge reifen zu lassen, die Wirkung der Lebenden auf die Zukunft nicht zu überschätzen, sich als Schwimmer nicht für den Strom zu halten, sich selbst als Produkt des Vergangenen zu erkennen, das Notwendige, nicht das gelegentlich Mögliche anzustreben.

Es liegt nahe, sich beim Rückblick auf Bismarcks Wirken für das Wie

seiner Politik zu begeistern, ohne sich dem Was rückhaltlos anzuschließen. Von Muralt wählt, da eine solche Trennung kaum möglich ist, einen Grundzug der bismarckschen Diplomatie, um daran Haltung und Methode beispielmäßig nachzuweisen. Er beschreibt das, was man das Spiel mit den fünf Kugeln genannt hat, als die Politik der Mitte, was die Vorstellung vom goldenen Mittelweg wachruft. Er zeigt Bismarck, den Preußen, als den eigentlichen Nachfahren und geradlinigen Fortsetzer des zum Österreicher gemachten Fürsten Clemens von Metternich, von dessen Richtlinien die Wiener Politik zu ihrem Unheil abgewichen sei, und macht so die These besonders bildkräftig, daß Preußen die Rolle Österreichs nicht nur übernommen habe, sondern auch habe übernehmen müssen.

Da der Verfasser die Vorzüge der bismarckschen Politik der Mitte zwischen Ost und West in leuchtenden Farben schildert, ist ihm widerfahren, als Schwurzeuge von der Presse der deutschen Grübler und Klügler mißbraucht zu werden, die einen Neutralismus empfehlen, der ihr Land schnell in den Abgrund zurückwürfe. Das ist nicht seine Schuld. Aus seiner sachlich und sprachlich genußreichen Darstellung geht klar genug hervor, daß das Verhältnis des wehrlosen Deutschlands zur grenzenlos ausdehnungssüchtigen Sowjetunion ein völlig anderes ist als das des sieggewohnten Deutschen Reichs zum gesättigten Rußland. Keinem Außenminister und erst recht keinem deutschen könnte man Besseres raten, als sich mit dem Geist des zauberhaft begabten Staatsmannes zu erfüllen; aber kopieren kann man seine Politik erst, bis man in mühevoller, geduldiger Arbeit ihre Voraussetzungen wiederhergestellt hat.

Von jenen fünf Kugeln, um nur das zu erwähnen, fehlt eine wesentliche, seit der klangvolle Name Österreich nur noch als eine Art historischer Falschmeldung von einer kleinen Republik verwendet wird. Von Muralt neigt zu der Annahme, daß sich das habsburgische Donaureich selbst das Grab geschaufelt habe, vor allem durch «den unverzeihlichen Fehler (im Jahr 1849), die Russen gegen die Revolution in Ungarn zu Hilfe zu rufen», statt den Ungarn «ihre alten Rechte und Freiheiten» zu gewähren (S. 196). Hier könnte man einwenden, daß das nur auf Kosten der Nichtmadjaren in Ungarn und Kroatien hätte geschehen können und daß sich ebendas im Jahr 1867 ereignete, als Kaiser Franz Joseph I., infolge des unglücklichen Krieges mit Preußen im vorangegangenen Jahr, nicht mehr stark genug war, dem Nationalismus der Madjaren zu widerstehen. Da diese Saat von 1867 im Jahre 1914 blutig aufgegangen ist, wäre es nicht einmal verstiegen, die Behauptung zu wagen, daß Bismarck am 3. Juli 1866 vor Königgrätz die Schlacht vom 8. August 1918 vor Amiens vorbereitete, die Ludendorff den schwarzen Tag der deutschen Armee nannte. Bismarck wollte Österreich aufs Haupt schlagen und aus ihm unmittelbar darauf einen Bundesgenossen machen. Beides gelang seiner unvergleichlichen Meisterschaft. Aber so stark, wie er diesen Waffengefährten wünschte, konnte der nach jener Niederlage nicht mehr sein.

Das Donaureich ist wohl unwiderruflich dahin, aber die wichtigste Voraussetzung für eine Rückkehr Deutschlands zur metternich-bismarckschen Politik der Mitte ist die Befreiung des weiten Gebietes, von dem ein großer Teil früher unter Habsburgs Schutz war. «Ein Rückversicherungsvertrag (Deutschlands) mit Polen», sagt der Verfasser, «hätte den Weltkonflikt (von 1939) verhindert ... Deutschlands Möglichkeit war, die Schutzmacht der osteuropäischen Zwischenzone gegen Rußland und den Bolschewismus zu sein» (S. 212). Auch in Zukunft erscheint uns eine deutsche Politik der Mitte nur vorstellbar, wenn man in erster Linie nicht an die Russen, sondern an Deutschlands wirkliche östliche Nachbarn denkt.

Robert Ingrim

---

[1]) Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Band 20. Musterschmidt Verlag, Göttingen 1955.

Switzerland in Perspective

Nous habitons un pays qui doit être bien intéressant! Pour nous en convaincre — car il faut admettre que nous sommes parfois portés à en douter — il suffirait de compter le nombre de pages que, depuis Machiavel au moins,

des écrivains de diverses nationalités lui ont consacrées. Cette littérature, helvétique par son objet mais étrangère par son origine, est à tel point riche et abondante qu'elle constitue, pour les historiens suisses même, une source précieuse pour la connaissance de leur propre patrie. J'en ai fait moi-même l'expérience lorsque, il y a déjà plus de quarante ans, hélas, j'ai trouvé dans les bibliothèques publiques du Nouveau Monde plusieurs récits de voyages en Suisse et d'autres écrits relatifs à notre pays qui avaient échappé à mon attention chez nous. J'y avais puisé bien des renseignements nouveaux pour moi sur la vie économique et sociale en Suisse à la fin du XIXe siècle.

C'est dire que lorsque l'ouvrage annoncé ci-dessus parut, l'an dernier, à Londres, son auteur, d'origine israélite et russe mais de formation britannique, pouvait se réclamer d'une tradition aussi longue que variée [1]). Et cependant — c'est là son grand mérite — cet ouvrage est incontestablement neuf et original. Il contient, sur notre pays, ses mœurs, sa vie politique et sa structure économique, des observations justes et fines que l'on chercherait en vain sous la plume d'un auteur antérieur. Quand on a le privilège de bien connaître M. Soloveytchik, cette réussite remarquable s'explique aisément. Cet éminent publiciste possède, en effet, un ensemble de qualités comme n'en réunissait, à ma connaissance, aucun de ses prédécesseurs.

Ces qualités exceptionnelles tiennent à la fois à son origine, qui n'est ni allemande, ni française, ni italienne, et à sa confession, qui n'est ni protestante, ni catholique. L'impartialité en matière nationale et religieuse, particulièrement importante quand il s'agit de juger la Suisse, lui est donc facile et même naturelle. Et à ces qualités négatives s'ajoutent celles, plus positives, de son polyglotisme — il parle parfaitement bien nos trois langues nationales et distingue même ses divers dialectes alémaniques —, de ses mœurs nomades — voilà plus de quarante ans qu'il fait des séjours nombreux et prolongés dans la plupart des villes suisses —, et même de son état-civil — ce célibataire obstiné est chez lui aussi bien dans tous les principaux bureaux du Palais fédéral et des grandes administrations cantonales, dans les salles de rédaction de la presse suisse, des sièges des entreprises industrielles, commerciales et bancaires, que dans les hôtels, les wagons restaurants et même dans les boîtes de nuit de notre pays. Mais cet homme du monde, et même des mondes les plus divers, est aussi historien, économiste et publiciste, grand lecteur de papier imprimé et même de documents d'archives.

Toutes ces circonstances montrent à quel point notre auteur était bien préparé à écrire sur notre pays, qu'il aime et qu'il estime, un ouvrage qui n'est semblable à aucun autre. Mais si ce livre, longuement mûri, est un modèle de clairvoyance et de lucidité, cela tient naturellement, bien plus encore qu'à toutes les circonstances favorables, à la vivacité et à la culture de son esprit et aux dons de sa plume.

Aussi riche que concis, *Switzerland in Perspective* ne se prête guère à un bref compte rendu. Il a déjà trouvé de nombreux lecteurs suisses dans son édition anglaise. Il sera naturellement lu plus encore chez nous lorsqu'il aura été traduit. Nous serons donc bientôt, je l'espère et je m'en assure, témoins d'un spectacle assez rare: un livre étranger sur la Suisse qui aura chez nous-mêmes un grand succès de librairie. Je compte pour cela sur le sens avisé de nos éditeurs helvétiques.

Il est à prévoir que beaucoup de nos compatriotes seront étonnés et même scandalisés en voyant apparaître le «pays réel» tel que M. Soloveytchik veut le distinguer du «pays légal». Il croit découvrir cette vraie Suisse sous les voiles sous lesquelles de tenaces préjugés l'ont trop souvent dissimulée jusqu'ici.

Un peuple, dont tous s'accordent à reconnaître l'esprit positif et regrettent même le manque d'imagination, vénère comme son grand héros national la figure légendaire de Guillaume Tell. Voilà, à titre de simple échantillon et ne fût-ce que pour exciter la curiosité du lecteur, un des paradoxes signalés dans *Switzerland in Perspective.* Nul doute qu'on aura hâte de découvrir les autres, très nombreux, que l'auteur croit reconnaître dans notre tradition historique et dans notre vie sociale, politique et économique.

William E. Rappard

---

[1]) George Soloveytchik: Switzerland in Perspective. Oxford University Press, London 1954.